

Ein vollbesetztes Festspielhaus: Damit es auch in Zukunft nicht am Klassikpublikum mangelt, müssen sich die Veranstalter einiges einfallen lassen.

Foto: dpa



Die Jugend muss gewonnen werden

Es gibt immer mehr junge Menschen, die nicht mehr mit klassischer Musik vertraut gemacht werden. Gleichzeitig besteht ein ständig wachsendes Angebot an klassischen Konzertformaten. Auf den Musiklehrern lastet der größte Teil der Verantwortung, ob aus Kindern Erwachsene mit Nähe zur Klassik werden oder eben nicht. Das lässt sich alles aus Statistiken herauslesen. Die Klassikbranche versucht seit langem gegenzusteuern, mit neuen Konzertformaten und Bildungsprogrammen für das junge Publikum. Denn nur wer in der Jugend mit E-Musik in Berührung kam, geht später auch in Klassikkonzerte. Ob man allerdings jetzt auf angesagte Event-Konzerte umstellen oder eher das Publikum zu Hörern ausbilden soll, wird kontrovers diskutiert. (sr)

Schreckensvision oder Windmacherei: Stirbt das Klassikpublikum aus?

Musikwissenschaftler Martin Tröndle: Aufführungspraxis muss vielfältiger werden / Klassikfan wird man nur in der Jugend

Von Sabine Rahner

Früher dauerten Konzerte endlos, drei oder vier Stunden, aber man konnte zwischendurch auch mal lustwandeln, gelegentlich durfte sogar gesungen oder getanzt werden. Einen einzelnen Satz einer Sinfonie zu bringen war damals noch kein Sündenfall, und die einzige Vorschrift fürs Publikum richtete sich an die Damen: Diese wurden gebeten, die Hüte abzunehmen.

Nach und nach wurden die Regeln aber strenger, der Applaus reglementiert (bloß nicht zwischen den Sätzen!) und die Atmosphäre im Konzertsaal ziemlich andächtig. Liegt es an diesen etwas erstarrten Ritualen, dass immer weniger junge Leute ins Konzert gehen? „Das Klassikpublikum stirbt aus“, hat der Musikwissenschaftler Martin Tröndle jetzt nach intensiver Forschung verkündet – und kräftig Widerspruch geerntet.

Drei Jahre hat sich der Juniorprofessor aus Friedrichshafen mit der aus seiner Sicht veralteten Darbietungsform des Klassikkonzerts beschäftigt und moderne Alternativen gesucht. Grund dafür war die alarmierende Entdeckung, dass das ohnehin reife Klassikpublikum im Durchschnitt schneller altert als der Rest der Bevölkerung, dass also immer mehr Angehörige der „Generation 60 plus“ ins Konzert gehen und immer weniger Jüngere.

Intendanten und Konzertveranstalter teilen Tröndles Besorgnis überwiegend nicht; Die meisten sprechen von Über-treibung oder „Windmacherei“ (Andreas Mölich-Zebhauser) und argumentieren damit, dass die Menschen eben erst im vorgerückten Alter „bereit“ seien für klassische Musik und auch dann erst Geld und Zeit übrig hätten. Dem widerspricht Tröndle: Wer zwischen 14 und 24 kein Klassikfan ist, wird es nie mehr, sagt er mit Blick auf Statistiken. Und seit den 1980er Jahren hätte das Klassikkonzert für Jugendliche schlichtweg gar keine Bedeutung mehr. Auch dafür, dass mit den Jahren die Liebe zur ersten Musik erst wachse, fand er keine Beweise.

Was Martin Tröndle mit Hilfe zahlreicher Kollegen erforscht und jetzt publiziert hat, mag einseitig und zugespitzt sein, es birgt aber auch ein ganzes Bündel von Erkenntnissen, die richtig eingesetzt zu einer

Verjüngung und damit Ausweitung des Publikums führen könnten.

Erfreulicherweise ist das Thema „schrumpfendes Klassik-Publikum“ in der Musikstadt Baden-Baden kein so drängendes Thema wie anderswo. Das liegt an verschiedenen positiven Fäden, die hier zusammenlaufen, angefangen bei der herausragenden Musiktradition über die vergleichsweise stabile Wirtschaft und die südlich-sinnliche Lebenskultur bis hin zu ausgeklügelten Kulturkonzepten. Hier scheint das Festspielhaus zum Beispiel alles richtig zu machen, denn beinahe jede Empfehlung der Tröndle-Studie ist im Festspielhaus-Programm schon irgendwie berücksichtigt. Die Bildungsprogramme (Education) für Kinder, Jugendliche und Erwachsene sind hier beispielhaft, der Festspielcharakter erhöht ohnedies den Reiz der Aufführungen, und die Strategie zielt erfolgreich auf eine hohe Identifikation des Publi-

kums mit dem Festspielhaus. Generell ist das privat geführte Baden-Badener Festspielhaus, dem die öffentliche Hand das Gebäude zur Verfügung stellt, allerdings eine Ausnahme, nicht die Regel im Klassikgeschäft. Aber auch die anderen Konzertanbieter und Orchester in unserer Region sind mit ihrer intensiven Jugendarbeit, ihren Gesprächskonzerten und öffentlichen Proben, ihren Open-air-Auftritten und Mischprogrammen auf der richtigen Spur.

Allerdings wird das nach Tröndles Meinung alles nicht genügen, um für den drastischen Zuhörereintritt in naher Zukunft gewappnet zu sein. Der Musikwissenschaftler richtete sein Augenmerk speziell auf die Aufführungspraxis. Diese habe sich früher etwa alle 30 Jahre gewandelt und dem Publikum angepasst, sie sei aber irgendwann einfach stehengeblieben. Deshalb lauschen wir der Klas-

sik heute immer noch im Stile der Periode um 1900: Das heißt wir sitzen 90 Minuten in beinahe religiöser Andacht in einem abgedunkelten Raum. Für junge Leute scheint das nicht sonderlich attraktiv.

Tröndle würdigt das große Bemühen heutiger Konzertveranstalter um pädagogische Angebote, sieht darin aber auch den einseitigen Versuch, das Publikum zu verändern. Besser wäre, so Tröndle, das Konzert zu ändern und die Aufführungspraxis zu modernisieren. Er empfiehlt neue Kombinationen von Musik mit anderen Künsten, Auftritte an ungewöhnlichen Orten und zu unüblichen Zeiten. Wichtig scheint ihm auch, das Konzert wieder zu einem sozial relevanten Treffpunkt zu machen, und vor allem die Kunst als unwiederbringlichen Augenblick zu zelebrieren. Tröndles Rat wäre, die interpretatorische Perfektion zu vergessen und lieber mal eine Improvisation vom Solisten einzufordern. Paganini und Liszt waren bei ihren Auftritten auch nicht berechenbar, heißt es.

Andreas Mölich-Zebhauser, der Intendant des Festspielhauses Baden-Baden, sieht dagegen keinen Bedarf, Konzertformate modisch zu verändern, um ein jüngeres Publikum zu erreichen. „Meiner Ansicht nach besteht Bedarf in der Hinführung, nicht in der Durchführung“, sagt der 57-jährige Kulturmanager. „Das Erlebnis live erlebter Musik verstärkt sich dadurch, sich ihr im Konzertsaal auszusetzen, ohne zappen zu können“, meint der Intendant. Genau dies mache doch den Reiz der klassischen Musik aus. „Das kollektive Erlebnis und die Dauer sind entscheidend für den Effekt“, so Andreas Mölich-Zebhauser. Natürlich müsse es nicht immer gleich die Bruckner-Sinfonie sein. Aber auch viele junge Menschen entdeckten erst im Konzertsaal, wie sie die Musik behöre. „Das geht nicht durch Verkürzung“. Gleichzeitig for-



Das Publikum zur Klassik hinführen, ohne das Konzert modisch zu verändern: Andreas Mölich-Zebhauser. Foto: Viering

dert der Intendant aber auch eine bessere Vorbereitung auf den ersten Konzertbesuch. „Eltern, Schulen und Veranstalter sind in der Pflicht, jungen Menschen Lust auf das Entdecken klassischer Musik zu machen“, sagt Andreas Mölich-Zebhauser.

Und dass es nicht nur die Kinder und Jugendlichen sind, ist dem Konzert- und Opernveranstalter ganz klar: „Jetzt kämpfen wir um die Generation der 40-jährigen, damit sie in fünf bis zehn Jahren Interesse an klassischer Musik haben. Die Jahrgänge ab 1968 hätten durch die Bildungsreformen oftmals in Kindheit und Jugend keine positiven Erfahrungen mit klassischer Musik gemacht. Allgemein ist dem Intendanten aber nicht bange um das Konzert- und Opernpublikum: „Zum Glück haben wir heute eine längere Lebenserwartung, also können wir klassische Musik auch länger genießen.“

Tröndles Buch „Das Konzert“ vereint die Erkenntnisse von über 20 Wissenschaftlern zum Konzert der Zukunft. Als zukunftsfähiges Beispiel nennt er unter anderem die „Yellow Lounge“ genannte Konzertreihe der Deutschen Grammophon, die ihre Stars in angesagten Großstadt-Clubs auftreten lässt. Das Publikum kommt dazu in Scharen, genießt die gespannte Atmosphäre mit einem Glas in der Hand ebenso wie das „Live Act“ genannte Konzert und das Rahmenprogramm mit Klassik-DJ. Das ist aber nur eines von vielen denkbaren Formaten: „Variation statt Tradition“ heißt Tröndles Empfehlung, um den heute so differenzierten Lebensstilen mit der je-

weils richtigen Konzertform zu begegnen. Keine sichere Bank für die Zukunft sind übrigens die zahlreichen kleinen Musikschüler, 1,2 Millionen sind es in Deutschland. Tröndle zitiert eine ARD-Studie, die nachgewiesen hat, dass das Erlernen eines Instrumentes kaum Auswirkungen darauf

hat, ob ein Erwachsener zum Konzertgänger wird. Es komme vielmehr auf die Qualität des Musikunterrichts in den Schulen an, hier werden die Grundsteine für eine klassische oder -ferne Zukunft der Kinder gelegt. Ein engagierter Musiklehrer kann also durchaus auch Defizite im Elternhaus ausbügeln. Wichtig ist es, dass Kinder früh in klassische Konzerte mitgenommen werden.

Martin Tröndles zweites großes Anliegen nach Auswertung seiner Studie ist eine Neuverteilung der staatlichen Subventionen. Diese sollten stärker als bisher berücksichtigen, dass der Markt der freien Musikanbieter – dazu zählen auch so renommierte Ensembles wie das Freiburger Barockorchester – sprunghaft wächst. Und gerade aus diesem neuen Markt erwachsen viele innovative Konzertformate.

Rund 70 Prozent der heutigen Musikstudenten an 24 deutschen Musikhochschulen finden laut Statistik in Tröndles Buch keine entsprechende feste Anstellung, nur 30 Prozent kommen noch in den Orchestern unter. Die 70 Prozent freischaffender Musiker aber sind zum Teil ungeheuer phantasievoll und umtriebig, kriegen dafür aber kaum Geld. Weltweit wird die deutsche Musikkultur und Musikkförderung bewundert: Nirgendwo gibt es mehr Orchester oder Opernhäuser als hier. 2,4 Milliarden Euro gibt der Staat jährlich dafür aus. Und 97 Prozent dieser Summe fließen direkt in die staatlichen Institutionen. Auf die freien Gruppierungen entfällt nur ein klägliches Rest: Auch hier sieht Tröndle Handlungsbedarf.

Zur Person: Martin Tröndle

Spartenübergreifend arbeiten

Dr. Martin Tröndle ist Musiker und Kulturwissenschaftler. Er ist Juniorprofessor für Kulturbetriebslehre und Kunstforschung an der Zepplin Universität in Friedrichshafen. Vor kurzem gab er das Buch „Das Konzert“ heraus. Es versammelt Vorträge und Aufsätze von über 20 Musikwissenschaftlern, Kritikern, Ökonomen, Soziologen, Anthropologen, Festivalmachern, Kulturpolitikern und anderen Forschern zur Zukunft des Konzerts. Viele von ihnen plädieren für eine Modernisierung der Aufführungskultur, um die zunehmend klassikfern aufwachsenden Generationen zu gewinnen. Der heutigen Differenzierung der Lebensstile und Bildungshinter-

gründe der Noch-nicht-Besucher solle mit spartenübergreifenden Konzepten begegnet werden. (sr)

Martin Tröndle (Hg.): Das Konzert. Neue Aufführungskonzepte für eine klassische Form. Transcript Verlag, Kultur- und Museumsmanagement, 333 Seiten, 29,80 Euro, ISBN 978-3-8376-1087-1.



Martin Tröndle.

Foto: pr